Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 169 (1991)

Artikel: Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte
Autor: Bieder, Werner
Kapitel: 6.: Wie Frauen offen wurden für die Führung durch den Heiligen Geist
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006844

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

6. Kapitel: Wie Frauen offen wurden für die Führung durch den Heiligen Geist

a) Der visionäre Durchblick der Sette Spittler

Über den süddeutschen Laienchristen Christian Friedrich Spittler (1782–1867), der von 1815 bis 1865 Mitglied des Komitees der Basler Mission war, ist schon viel geschrieben worden. Ich weise auf die jüngste Veröffentlichung von Karl Rennstich hin: «...Nicht jammern, Hand anlegen!» Carl Friedrich Spittler, sein Werk und Leben, Metzingen, 1987. Spittler und seine Frau hatten keine eigenen Kinder, wohl aber eine Pflegetochter. Joh. Kober hat in seiner Spittler-Biographie[155] berichtet, wie diese Pflegetochter Sette ihren Pflegevater *gesehen* hat. In 9 Punkten versuche ich darzulegen, wie Sette Spittler mit ihrer *einfühlsamen Hellsicht* der weitergehenden christlichen Mission im 20. Jahrhundert einen wertvollen Dienst geleistet hat. Wer *mit* Sette Spittler *auf* ihren Vater *heute* schaut, lernt durch beide hindurch auf den *einen* Gott blicken, der seine Mission in neuer Gestalt fortgesetzt haben will.

1. Spittler war in Settes Augen «nach seiner Innenseite unergründlich und ununterbrochen wirksam». «Auch wenn er äusserlich nichts tat als stumm mit äusserster Geduld den Knoten einer Schnur zu lösen ... konnte man darauf zählen, dass er im Stillen einen bedeutsamen Gedanken ausplante.» (S. 337f.) Spittler legte sein Hauptgewicht auf eine ununterbrochene Wirksamkeit im Inneren seines Geistes. Nicht einmal die Allernächsten hatten Zugang dazu. Was im «Privatkabinett» seiner Innenseite ihm zu Tage trat, zeitigte später Früchte, die in wirksamer Praxis auf den Plan traten. Der *Individualismus* des 19. Jahrhunderts hat auch seine guten Seiten. Das merkte auch der Sozialethiker Leonhard Ragaz. In seinem Jesusbuch schrieb er im Kapitel «Das soziale Evangelium»: «Das Evangelium ist ganz Individualismus.»[156]

2. «Der Wellenschlag seines geistigen Schaffens indes spülte nichts weg von der Lieblichkeit seines Umgangs noch berührte derselbe die Umrisse seiner äusseren Führung». Spittler spürte genau, wie viel er von seiner Innenseite in der äusseren Führung wirksam werden lassen konnte. Es war ihm dabei klar, dass der Umgang mit den Menschen von der Mahnung des Apostel Paulus gezeichnet sein müsste: «Eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen» (Phil. 4,5). Aber diese freundliche Offenheit für alle Menschen hinderte ihn nicht daran, auf die verzwickten Probleme, die mit der Sache Gottes verbunden waren, in geduldiger mühevoller Arbeit zuzugehen. Hatte er sozusagen die «Knoten» seiner Schuhriemen gelöst, so konnte er an die Arbeit des

Abb. 2
Sette Spittler, die einfühlungsfähige Pflegetochter Christian Spittlers

Ausplanens gehen. Denn Spittler wusste darum, dass «Gott ihn gewoben hatte im Mutterleib» (Ps. 139,13) und dass er ihn brauchen wolle, um seinen Plan auf Erden mit ihm durchzuführen.

Was Spittler praktizierte, zeigt, wie das *Schwergewicht der echten Missionsarbeit* nicht im Tun eines «sessionierenden Kollegiums»[157] liegen könne, sondern sich herausarbeiten will aus dem Wellenschlag eines zu Gott hin offenen Gemütes, das dem Menschen täglich zuteil werden kann.

3. Spittler «reiste nicht viel; er schrieb auch keine Bücher noch hielt er Reden oder Gebete» (S. 338), aber er «übte einen grossen Einfluss durch seine umfangreiche

Korrespondenz mit vielen einfachen Brüdern, aber auch mit hervorragenden Männern» (S. 343). Wenn Spittler nicht viel gereist ist, so steht das in einem starken Gegensatz zur kulturellen und missionarischen Touristik, die sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts mit nicht immer einwandfreien Motiven ausgebreitet hat. In grosser Schnelligkeit überfliegen missionsinteressierte und reiselustige Menschen die Kontinente und lassen sich durch sachkundige Reisebegleiter in wichtige Begegnungszentren der Dritten Welt hingeleiten. Die *Inspektionsreisen* im 19. Jahrhundert, die die damaligen Inspektoren mit ihrem Verantwortungsgefühl unter vielen Strapazen unternommen haben, benötigten viel mehr Zeit. Es war diesen Männern dann aber auch viel leichter gemacht, in die wechselnden Geisteslandschaften auch immer ihr Herz mitzunehmen. Den heutigen schnell-lebigen und schnellfahrenden Menschen fällt es schwerer, überall den Fremden ein Fremder zu werden, um zur Geschwisterlichkeit durchzustossen. Das Pflichtgefühl, zu «inspizieren», liess die Leiter der Mission gern übersehen, dass das Hineinhorchen in die Nöte, Wünsche und Rechte der fremden und der eigenen Nächsten die Priorität haben muss vor allem Dekretieren und vollmächtigen Entscheiden.

Wenn Spittler nicht viel reiste, so hat er den Grundsatz der *stabilitas loci* in der Praxis zu Ehren gezogen. Auch weit Herumreisende haben den Segen der Sesshaftigkeit neu zu entdecken. Mit der «Unbehaustheit» Jesu, die er mit Buddha teilte, lässt sich nicht jede ruhelose missionarische oder kulturelle Wanderlust rechtfertigen. Spittler konnte, in Basel weilend, sein warmes Herz in die Weite schlagen lassen.

4. Wenn Spittler keine Bücher schrieb, so zeigte er damit an, dass er frei war vom Drang nach Publikationshunger. Es kam ihm nicht in den Sinn, geistige Eintagsfliegen in die Welt zu setzen. Aber im *Briefschreiben* kam seine seelsorgerliche Begabung zum Tragen. Im «Stübchen», das er eine Zeit lang mit dem späteren Inspektor Blumhardt teilte[158], brachte Spittler in stillen Stunden seine Briefe zu Papier. Was für ein Gegensatz tut sich hier auf zwischen diesen mit Herzblut geschriebenen Briefen und den von Sekretären oder Sekretärinnen niedergeschriebenen Briefentwürfen (vom geistigen Autor «rasch vor der Abreise unterzeichnet»!)! Wie konnte da der Briefempfänger in der Nähe oder in der Ferne das «fleischerne Herz» (Ez. 11,19) und die ihm entgegenkommende Empathie fühlen! Hier wird etwas spürbar vom Blutkreislauf in der sogenannten «inneren» und «äusseren» Mission, damit sie lauter und gesund bleibe.

5. Was hatte denn Spittler getan? Die Pflegetochter antwortet: «Sein ganzes Leben war ein stetiges Lieben» (S. 338): «Liebe zum Herrn und seinem Wort, Liebe zu den Brüdern und Liebe zu allen Menschen war der Grundtrieb seines Lebens.» (S. 345) Er hat sich nicht den Kopf darüber zerquält, wie Agape und Eros, wie Nächstenliebe und Selbstliebe voneinander zu unterscheiden und miteinander zu verbinden seien. Jenseits von Sexismus und Prüderie wusste er sein hingebungsvolles Liebesleben zu leben.

Von da aus muss die Frage gestellt werden, wie es mit der *Liebespraxis in der Geschichte der Basler Mission* bestellt war. Die Missionsleitung hatte aus wohlbedachter Vorsicht die Zöglinge, die während der Ausbildungszeit kein Liebesverhältnis

eingehen durften[159], unverheiratet auf das Missionsfeld hinausziehen lassen. Auf Grund weiser väterlicher Fürsorge hat man zu gegebener Zeit die für sie bestimmten Bräute nachgeschickt. Man glaubte, dass der weise Rat der Väter mit der providentiellen Fügung des Schöpfergottes übereinstimmen werde. Es kam dann unter diesen Umständen auch vor, dass zwei für zwei Missionare ausersehene Bräute nach der Landung am Bestimmungsort auf Grund der Wahl der zwei Hochzeiter vertauscht wurden. Bei all dem hat man sich in der Basler Mission die Frage nicht gründlich überlegt, inwiefern die menschliche Mitwirkung vor der Eheschliessung (die Mitbestimmung der Braut und des Bräutigams) ebenso wichtig sei wie die patriarchalische Entscheidung einer Missionsleitung oder eines väterlich-mütterlich-elterlichen Machtwortes.

Das dem Vater Spittler bescheinigte «tätige Lieben» entspricht dem unablässigen Beten (1. Thess. 5,17). Wenn sich das tätige Lieben «auf alle Menschen» ausdehnte, so war und blieb Spittler auch als Schweizer Bürger der Davoser Landschaft mit seinem deutschen Vaterland fest verbunden (ist doch der deutsche Reichsadler das Signet des Spittlerverlags gewesen!), aber er war noch nicht angekränkelt von den Grossmachtsideen des Zweiten Reiches unter Bismarck als der Vorstufe zum unseligen Dritten Reich.

6. Spittler «blieb oft wochenlang so wortkarg, dass die ihm Näherstehenden sicher wussten, dass in der Werkstatt drinnen sich wieder neue Dinge bewegen, bis dann ein Anlass der Sache Luft machte und zu Tage trat, was er mit warmer Liebe und mit klarem Kopf inzwischen ausgewickelt» hatte (S. 339). Nicht alle wortkargen Menschen sind verkrampft. Sie tragen Gedanken mit sich herum, die noch nicht spruchreif geworden sind. Man vergisst das gern in einer Zeit, in der das Gespräch und das Kurswesen im Blick auf reziproke Öffnung grossgeschrieben werden. Spittlers Wortkargheit hatte tiefere Gründe: er hatte innerlich zu arbeiten in einer Werkstatt, in der sich Entwicklungen anbahnten, die ausgewickelt werden wollten. Was Spittler «auswickelte», entsprang keiner Neuerungssucht und hatte nichts zu tun mit einem optimistischen Evolutionismus und einem europäischen Superioritätsgefühl. Vielmehr führten seine Visionen zu praktischen Gründungen: der Pilgermission auf St. Chrischona (1840), einer Kleinkinderschule (1850), der Diakonissenanstalt in Riehen (1852), einem Altersheim für erkrankte und ergraute Schwestern, einer Rettungs- und Besserungsanstalt für Verirrte und Verlorene (1855). Auch wenn sich einiges als Fehlschlag erweisen sollte wie die Idee einer Apostelstrasse über Kairo nach Abessinien[160], so erkannte Sette genau, dass Gemüt und Vernunft harmonisch zusammenarbeiteten. Spittler hat späteren Entwicklungen der Basler Mission vorgearbeitet, die zwischen einer enthusiastischen Glaubensmission und einer durch rein pragmatische Nützlichkeitserwägungen geleiteten Gesellschaft einen mittleren Pfad einzuschlagen gelernt hat.

7. Spittler «tadelte sehr, wenn man sich den Ereignissen und Schäden seiner Zeit verschloss und sie gleichsam nicht beachten wollte: ‹Wir müssen mit unserer Reisege-

sellschaft fortleben› und die Anliegen des Reiches Gottes, so wie die Weltlage überhaupt vor Gott bringen.» (S. 341) Spittler wusste sich mit seinem wachen Geist zum Tadeln berufen in und mit der «Lieblichkeit des Umgangs» mit den Mitmenschen. Spittler sah klar die *Fehlentwicklung eines bloss individualistischen Christentums* vor Augen, das sich nicht um Verständnis des «grossen Weltgeschehens» kümmert. Er konnte die «Schäden seiner Zeit» nicht fatalistisch zur Kenntnis nehmen, trachtete vielmehr in unverfrorenem Optimismus nach Abhilfe und fand praktische Lösungen. Dabei sah er sich nicht nur mit den «zerstreuten Kindern Gottes in aller Welt» (Joh. 11,52), sondern mit allen Menschen als einer grossen *Reisegesellschaft* verbunden und ihnen allen zugesellt als «Helfer unterwegs». Er wäre heute damit einverstanden gewesen, dass die «Traktanden der Welt» Christen sehr viel anzugehen haben. Wichtig war ihm dabei aber, diese Traktanden der Welt im Gebet vor Gott zu bringen. Von da aus führt eine Linie zu den *entwicklungspolitischen Aufgaben der Mission,* wie die Basler Mission sie sich vor Augen stellt. Dabei ist gerade von Spittler noch mehr zu lernen: diese Welttraktanden vor das Angesicht Gottes zu tragen, um von da aus mit ruhiger klarer Sicht in den missionarischen Alltag hineinzugehen.

8. «Jeden Morgen begab sich Spittler frühzeitig in sein Arbeitszimmer, welches bis nach 8 Uhr nicht betreten werden durfte» (S. 340). Spittler zeichnete ein *kontinuierliches Andachtsleben* aus. Er wusste noch nichts von den Schnappmethoden, mit denen eilfertige Leute heute am Radio oder im Auto oder in den Warenhäusern oder beim Morgenessen mit halbem Ohr das «Wort zum Tag» aufzunehmen suchen, ohne diese verschieden gelagerten Gedanken in sich hineinnehmen und verdauen zu können. Er lebte von der Hoffnung, dass Früchte am Baum des Lebens langsam und stetig heranwachsen müssen, wenn sie für das praktische Leben effektiv werden wollen. Spittler gab sich in seinem Stübchen der Bibelarbeit hin, um die Linien des Lebens zu finden. Die störungsfreie Klause seines Privatkabinetts hat nichts mit egoistischem Privatchristentum zu tun, sondern entspricht dem «Kämmerlein», das Jesus für seine Jünger vorgesehen hat (Matth. 6,6).

Wenn später im Basler Missionshaus die *Gebetskämmerlein* im 4. Stock zu verbotenen Rauchübungen benützt worden sind, so zeigt der Missbrauch einer wohlgemeinten «Hausordnung», dass das, was Spittler gelebt hat, nicht patriarchalisch befohlen werden kann. Zum Gesprächsklima in heutigen Missionskursen gehören stille individuelle «Kammern». Die Verheissung der himmlischen Ruhe für den gelebten Alltag[161] kann bei Menschen so «intensiv» zur Wirksamkeit kommen, dass sie mitten im Gewoge geschichtlicher Wellen, Engpässen und Bedrängnissen «Windstille» (Mark. 4,39) in ihrer «Intensivstation» erfahren und sie auch ohne die «störungsfreie Klause» eines Spittler ihre Meditations- und Gebetsruhe finden können, um ihren Alltag fruchtbar und sinnvoll gestalten zu können.

9. «Säen und pflanzen war seine Sache.» Aber oft «erlitt diese Saat vor ihrem Aufspriessen den notwendigen Verwesungsprozess, und es ging oft durch tiefe innere und äussere Demütigungen, in welchem *Läuterungsfeuer*[162] manche Schlacke der

Natur weggebrannt worden ist». Aber «er suchte nichts für sich, sondern in selbstlosem Sinn schritt er vorwärts», «und es war oft unbegreiflich, wie viel Geistesmaterial er tief innerlich verarbeitete und ins Weite gehende Gedanken und Entwürfe bewegte, bis die Stunde zu ihrer Ausführung gekommen und ein wohlorganisierter Plan zu Tag trat» (S. 339).

Vieles musste also in der seelischen Landschaft Spittlers weggebrannt werden, was dem wahren Wachsen und Reifen entgegengestanden wäre. Er erfuhr damit eine *Vertiefung der Liebe im Leiden.* Das machte ihn aber nicht mutlos und matt. Auch durch diese Feuerprobe (1. Kor. 3,15) ging er der Rettung entgegen. Mit dem Abbrennen untauglicher Rebstockzweige (Joh. 15,5) konnte er der «Stunde» entgegenreifen, in der ihm noch mehr Frucht in den Schoss fallen sollte. Dabei blieb das im Inneren angesammelte «Geistesmaterial» nicht ungenützt liegen und versandete nicht, sondern wurde der Ausführung eines gereiften Werkes dienstbar gemacht.

Ähnlich wie bei Spittler konnten die verantwortlichen Geschwister der Basler Mission im Gemeinschaftswerk bei abgebrochenen Unternehmungen wie z.B. bei der Persienmission[163] oder bei familiären Unterbrechungsgeschichten und den damit verbundenen ehelichen Trennungen und den Erziehungsproblemen bei den von den Eltern getrennten Kindern immer wieder diese Erfahrungen «durch Not zum Sieg» machen.

Wer das Buch von Alex Carmel: Christen als Pioniere im Heiligen Land (ein Beitrag zur Geschichte der Pilgermission und des Wiederaufbaus Palästinas im 19. Jahrhundert, Basel 1981) liest und das intensive Interesse verfolgt, das Spittler an der christlichen Präsenz im Heiligen Land bekundet hat, der kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass der fromme Individualist einen harten Kopf hatte, der durchstieren wollte, was er in seinem «Privatkabinett» als erleuchtende Einsicht wahrgenommen hatte, auch wenn die Zeichen des Scheiterns der geplanten Unternehmungen deutlich geworden waren. Die guten Seiten des Individualismus (s.o. S. 55) *und* seine Gefahren (S. 59) sind beide in Spittler virulent geworden.

Andrerseits muss man fragen, ob die Bindung der Pflegetochter Sette an ihren Pflegevater sie nicht einäugig werden liess. In der Tat kann die Liebe nicht nur blind, sondern auch einäugig machen. Das hängt mit dem subjektiven Liebeseindruck zusammen, den Sette mit der Darstellung ihres Vaters dem Leser übermitteln will. Sie hat aber gerade mit diesem subjektiv gefärbten Urteil deutlich werden lassen, dass alles Erkennen Stückwerk ist (1. Kor. 13,12), schaut doch der Erkennende «durch einen Spiegel».

Spittler lässt sich weder verherrlichen noch verunglimpfen. In und mit seiner christlich menschlichen Fragwürdigkeit war er ein Werkzeug Gottes, das trotz allen zeit- und persönlichkeitsbedingten Fehlentscheidungen auf die weitergehende Mission Gottes in dieser Welt zeigt. Es ist bedeutsam, dass gerade eine Frau mit dem Hinweis auf das Läuterungsfeuer, durch das ihr Vater hat gehen müssen, uns die Augen dafür geöffnet hat.

b) Die gütige Liebe im Leben und Leiden der Marie Hesse

Die 1842 in Indien geborene Tochter von Hermann Gundert, Marie Gundert, kam mit drei Jahren nach Europa zurück. Sie teilte in der Folge das Schicksal mancher Missionarskinder: sie wurde von einem Unterbringungsort zum anderen herumgeschoben. Als dann die nach Indien zurückkehrenden Eltern das Kind verliessen, «da war's mir ... als hätten meine Eltern selbst mich verstossen».[164]

Auf dem Landgut Gundeldingen kam Marie in das Haus des frommen und reichen Dr. Ostertag, der später (1865) die «Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel» zum fünfzigjährigen Bestehen des Missionswerkes schrieb. Sie lernte in dieser Umgebung sich «fein anständig benehmen» und «bewegte sich in schönen vornehmen Häusern». Man war über das kleine Mädchen verschiedener Meinung. Eine Dame fand in ihr ein charmantes graziöses «Maitli». Ein Herr meinte dagegen, dass ein rechter Dämon aus seinen Augen schaue. Eine leidenschaftliche Liebe zur Poesie brach in ihr auf, und die «mächtige Liebe an Gottes schöner Natur» (S. 17) lässt die spätere Mutter von Hermann Hesse erahnen, der ihr bis über ihren Tod hinaus dankbar verbunden blieb.

Nach der Rückkehr von einem Besuch beim Grossvater in Stuttgart, dem Kaufmann und «Bibelgundert» J.C. Ludwig Gundert (1783–1854), hatte Marie die unliebsame Bekanntschaft mit der Lehrerin von Missionarskindern zu machen: «Sie kam in unsere kleine nette Anstalt wie ein rauher Frost, der zarte Knospen tötet und hoffnungsvolle Keime verwüstet.» (S. 19) Die vielgepriesene und bewunderte Lehrerin, die der leichtgläubige Dr. Ostertag nicht durchschauen konnte, offenbarte sich in der Folge als eine heimtückische Person, die schliesslich dann doch fortgeschickt werden musste. Marie «sehnte sich aus Basel weg», da man dort die Missionarskinder verächtlich von oben herab ansah, als ob die Missionarsbrüder «lauter arme Schlucker wären, die sich von den reichen, mildtätigen Baslern verhalten liessen» (S. 23). Um ihr kindliches Selbstwertgefühl zu heben, sagte Marie überall, dass ihr Vater nie als «Zögling» im Missionshaus gewesen, sondern als studierter Kandidat in die Mission eingetreten sei.

In den Jahren 1854 bis 1856 wurde sie im Korntaler Institut[165] untergebracht, wo sie unter ein frommes und strenges Regiment kam. Am 8. März 1855 schrieb sie ihrem Vater nach Indien: «Du weisst, dass ich sehr viel Interesse für Schillers Gedichte hege, nun dürfen diese aber in Korntal von Töchtern meines Alters nicht gelesen werden. Ich bat Herrn Pfarrer, ob ich sie lesen dürfe, er sehr freundlich, sagt aber, es sei besser, wenn ich zuerst christliche Gedichte lese und gab mir einen Band von Albert Knapps Gedichten» (S. 28[166]). Natürlich wurden die Unarten der Missionarskinder nach Indien berichtet.

1856/57 kam Marie ins Welschland, in die Heimat ihrer Mutter, wo sie sich bei zwei alten Tanten als «Kindermagd und Aschenbrödel» zu betätigen (S. 34) und unter einem schläfrigen alten Lehrer Französisch zu lernen hatte. Am Missionsfest 1857 war sie als kaum fünfzehnjähriges Mädchen zum ersten Mal mit ihren fünf Geschwistern

auf kurze Zeit vereinigt (S. 38). Auf der Reise nach Indien 1857 zu den Eltern musste die fünfzehnjährige Marie lange Andachten durchstehen: «Man führte uns ganz schlaftrunken zum Hotel Orléans in Marseille, am Abend wurde noch ein Tee getrunken und dann musste eine lange Andacht gehalten werden, so dass ich mir vor Schlaf und Ungeduld nimmer helfen konnte.» (S. 43)

Auf der Meerfahrt hatte Marie den ersten schönen Liebestraum, der ihr dann durch die Eltern zerstört wurde. Der Vater Gundert händigte in patriarchalischer Strenge den an Marie gerichteten Brief nach der Landung in Indien nicht aus, den der Brautwerber John Barns an die geliebte Marie geschrieben hatte: «Papa hatte ihm auf immer meine Hand ernst und fest verweigert, als einem impulsiven Mann, einem Weltmann.» (S. 62) «Papa betete mit mir und war überaus zärtlich, aber ach, ich war ergrimmt im Geist und wollte von keiner Liebe hören, da mir die *eine* versagt war.» (S. 63) In der Herzensauflehnung gegen den Vater dichtete Marie:

Andrer Menschen kalte Nähe
Füllt mit Wehmut meine Brust,
Und der Tröster tut nur wehe,
Fühle nichts von ihrer Lust.

Der «geistes- aber auch eigenmächtige» Indienmissionar Samuel Hebich, den die Missionsleitung in seiner «originellen und ungewohnten» Evangelisationsmethode in der Leonhardskirche zu Basel 1861 gewähren liess und «göttliche Legitimität» für ihn in Anspruch nahm[167], entpuppte sich gegenüber der liebeskranken Marie Gundert nach ihrer Landung in Indien darin als ein «leidiger Tröster», dass er Marie geholfen haben will, «sich von jetzt ab Gott und der Verwirklichung seines Reiches auf Erden zu weihen« (S. 67)[168]. War die Sublimation der Liebe auf die Jesusminne («Du, Jesus, bist meine Hilfe, mein Licht, mein Leben, meine Liebe», schrieb die Sechzehnjährige in ihr Tagebuch S. 68), nicht die Folge und Konsequenz einer patriarchalisch-seelsorgerlichen Vergewaltigung? Zwei Monate später sah sich Marie im Licht von Karfreitag als Heuchlerin: «O, wie lieb ich ihn noch, versuche Jesum zu lieben und doch liebe ich ... nagle du auch diese Liebe an dein Kreuz, ich kann's nicht selbst tun, ich bin zu schwach» (S.70), um tags darauf im Licht des Ostersieges triumphierend schreiben zu können: «Was haben Fleisch und Blut noch zu sagen?» «Habe ich Jesum nur (und ich habe ihn schon ein wenig), so ist alles gut» (S. 70).

Ich behandle die Nachwehen des Liebeserlebnisses von Marie Gundert darum hier, um auf die Grenzen der pietistischen Seelsorgepraxis hinzuweisen. Wenn man schon einmal mit dem Begriff der Sünde operieren will, so wäre mindestens ebenso ernstlich nach der Sünde der Väter und Seelsorger zu fragen («aber hilf, Herr, ich weiss nicht, ob es Sünde ist oder was!!», so Marie am 15.4.1859), die bei aller «missionarischen Weite» doch in ein dualistisches Fahrwasser hineingeraten zu sein scheinen. Jedenfalls vermisste Marie im Herbst 1859 den Frühling sehr: «Ein seltsames Gefühl von Einsam-

keit zittert durch mich. – Ach, Mensch, was ist Erdenleben!» (S. 71). Hat der Vater ihr das Jugendglück zerstört? Und doch wächst in Marie eine kritische Erkenntnis: «Oft kommt es mir vor, meine Bekehrung sei eben doch keine echte gewesen, sonst wäre ich jetzt weiter», «Das Alte ist noch nicht vergessen, so hart ich mir auch antue, es zu verbannen.» (S. 71)

1860 kehrte Gundert krankheitshalber aus Indien nach Europa zurück. 1862 konnte Vater Gundert seiner Tochter Marie den vermeintlich «richtigen Mann» präsentieren. Bei einem Spaziergang sagte Papa der achtzehnjährigen Marie, dass Charles Isenberg, ein Kandidat der englischen Kirchenmission, «sich in sie verliebt habe» (S. 74). Vater und Mutter stecken ihre Köpfe zusammen und arrangieren trotz der Neigungslosigkeit der Tochter Verlobung und Hochzeit: «Soll ich Charles Isenberg heiraten? Er ist mir so einerlei, so unwichtig, ich habe keine Neigung zu ihm!» Aber das marianische «Ich bin des Herrn Magd» und die Erkenntnis, dass es sich bei Charles um einen «frommen Jünger Jesu» handle, zeigte ihr, dass sie *ihren* Willen zugunsten des *väterlichen Willens* aufopfern muss: «wenn er mich wirklich sehr lieb hat, dann werde ich es nicht so arg schwer finden, ihn auch wieder zu lieben, wenn ich ihn kennenlerne» (S. 77). Sie sieht sich als ein hilfsbedürftiges Wesen: «Er kann mich wahrscheinlich weiter fördern und mir helfen.» Als Marie erfuhr, dass Isenberg einen Korb erhalten hatte von einer Person, die er liebte, bekam sie einen Schock: «O sterben und aus der wunderschönen, armen Welt hinaus – das scheint mir das Allerbeste!» (S. 81). Sie fühlt sich «in dieses enge Schwarzwaldtal» in Calw hineingebannt: «Papa am Schreibtisch» – «fern und immer ferner... das Land unserer Liebe», und sie träumte vom alt und krank gewordenen John Barns und «sah noch keine Auferstehung vor sich» (S. 82). Ihre Mutter möchte pressieren mit der Hochzeit. Marie hofft, dass in einer längeren Brautzeit echte Liebe wach werden könnte für den ihr zugewiesenen Mann. Trotz seinen Anlagen zu einem freisinnigeren Christentum (das Hohe Lied hat keine höhere Bedeutung! das Buch Esther erscheint dem angehenden Missionar nicht inspiriert!) war Isenberg an die anglikanische Kirche gebunden. Gundert wünschte, dass ein in Aussicht genommener Schwiegersohn mehr Wärme gegenüber Marie zeigen soll (S. 86)! Der pfiffige jüngste Bruder David merkt den ganzen Zauber: «Will Papa dich zu einer Heirat zwingen?» (S. 91) Andrerseits möchte Marie Charles «zuerst examinieren, ob er sie auch recht warm und innig liebe» (S. 88). Das Examen führt dann aber der Schwiegervater Gundert durch und erreicht beim Examinanden nur eine Einschüchterung: «Der alte Missionar hat dem jungen heiss gemacht und ein strenges Examen vorgenommen, und dem Armen schwand der Mut vollends ganz.» (S. 90) Alles lief merkwürdig verklemmt ab: «Dann beteten die zwei zusammen und baten die Eltern um ihren Segen.» (S. 93) Der Vater von Charles Isenberg[169] war froh darüber, dass mit der geplanten Hochzeit «sein Sohn in die Mission komme» (S. 96). Der Anblick der schwiegerelterlichen Jammergestalten, die aus Abessinien abgekämpft zurückgekehrt waren, konnte Marie nicht daran hindern, in ihrem Tagebuch bewundernd festzustellen: «So alle Kraft in Jesu Dienst verzehren, das ist etwas Grosses!» (S. 95) Sie scheint jetzt auch für die

Missionsbegeisterung gewonnen worden zu sein! Andererseits scheint aber die Missionsbegeisterung die Liebeskühnheit gegenüber ihrem Bräutigam ertötet zu haben, die keimartig in einem Gedicht angeklungen war:

> Hast mir mein junges, heisses Herz genommen,
> und bietest mir dafür dein kaltes dar.
> Kein kühles Herz will ich – müsste zittern
> in dieser frostig stillen Winternacht.
> Gib Wärme mir, und wär's gleich mit Gewittern –
> O wenn mir nur recht warm die Sonne lacht! (S. 87)

Auf Marie wartete ein entbehrungsreiches Leben als Missionarsfrau in der indischen Provinz Sindh (Haiderabad). Noch als Braut war Marie mit dem Schiff 1865 nach Indien gefahren, nachdem der Bräutigam vorweg in das trockene Sindhland vorausgereist war, um das Missionshaus einzurichten. Am 10. Nov. 1865 fand die Hochzeit in Kannanur statt. Im Sindhland lernte Marie die Landessprache, um dann als Lehrerin in einer Mädchenschule zu wirken. Sie schrieb ihrem Vater: «Seit ich verheiratet bin, habe ich noch kein Verslein gedichtet. Wir haben aber viel *reelle* Poesie im Alltag.» (S. 115) Die Realität dieser Poesie bestand darin, dass die so ganz verschiedenen Menschen einander verstehen lernten: «Wir, die so ganz und gar Verschiedenen, waren im tiefsten und umfassendsten Sinn des Wortes ein Herz und eine Seele.» (S. 116) Marie konnte ihre frohmütige Seele wiederfinden. In allen schwierigen Situationen wusste sie Helles hervorzuheben (S. 117). Aber nach der Geburt ihres ersten Söhnleins (1866) «war ich müde und schwach, ich hatte gleichsam in die Hölle hinabgeschaut und konnte das Leben schwer wiederaufnehmen» (S. 118). Ausserdem hatte sie sich an die körperliche Gebrechlichkeit ihres Gatten zu gewöhnen. Sie erschrak über den «zum Gerippe abgezehrten Mann» (S. 123). «Ernste Todesgedanken» beschäftigten die Eheleute (S. 127). 1867 erhielt Marie ihr zweites Kind, Hermann Isenberg. Aber das am 7. März geborene Kind wurde den Eltern am 11. August wieder genommen. Sieben Tage vorher war der Mutter bewusst geworden, «dass Gott das Opfer fordere» (S. 132). Jedoch wusste Marie, dass ihr «holdes Kind» für den Vollgenuss der himmlischen Freuden «hier so köstliche Anlagen» gezeigt hatte (S. 134).

1869 reisten Marie und Charles Isenberg aus Indien heim mit ihrem neugeborenen Kindlein Karl. Charles hatte Todesahnungen: «Sieh, es ist mir als stünde ich an einer Spalte der Zwischenwand, so dass ich schon in die Ewigkeit hinüberschauen kann.» (S. 145) Am 19. Febr. 1870 starb Charles Isenberg. Als achtundzwanzigjährige Witwe arbeitete Marie weiter im Dienste der Mission und verdiente sich daneben ihr Brot mit Englischstunden. Zu ihren Schülern gehörte damals auch der spätere Missionsinspektor Johannes Frohnmeyer[170]. In einem Brief an ihn kam Marie auf die Frage zu sprechen, ob man wirklich die Türen schliessen dürfe vor sogenannten Weltkindern. Ein Abendstundenhalter meinte: «Es wäre freilich nett, wenn man's dürfte.» (S. 150)

Aber Vater Gundert fuhr dazwischen: «Nein, da würden alle die Extra-Heiligen einander so heiss machen, dass es manchen schier zur Hölle würde.» (S. 150f.) Bei diesem Gespräch bemerkte Marie: «Ich kann oft die Brüder noch nicht recht lieben, bloss deshalb, weil sie Brüder sind. Sie sind oft so schrecklich widerwärtig, dass mir fast jedes Weltkind lieber ist.» (S. 151) Als dreissigjährige Witwe erfuhr sie zwar, dass man «im täglichen Leben und Treiben oft so stumpf wird». Aber «es ist mir oft unbegreiflich, dass das Herz immer jung bleibt trotz all den Todesstössen, die es schon bekommen und an denen es brechen zu müssen wähnte» (S. 152). Marie war beeindruckt von ihrem Bruder Hermann, der auf Besuch von den USA nach Europa gekommen war: «Er hat einen reichen Schatz von Menschenkenntnissen gesammelt und durchschaut im Ganzen die Leute prächtig.» (S. 156) Marie hatte ein offenes Verhältnis zu anglikanischen Gottesdiensten. Sie war davon angetan, «dass die Gemeinde mittut», auch wenn sie spürte, dass bei manchen das «zur toten Form geworden ist», «das Abwechselnde kommt mir auch zweckmässiger vor als unser schläfriges Langsitzen. Mit der Predigt brauchen sich die Geistlichen dann wenig anzustrengen, da sie so kurz ist. Unserem lieben Dekan würde aber das wohl schwerer fallen als eine zweistündige Predigt!» (S. 156)

Im Sommer 1873 wurde der Deutschbalte Johannes Hesse, Sohn eines deutschbaltischen Arztes, Mitarbeiter von Hermann Gundert im Calwer Missionsverlag. «Mir hat sein Anblick immer etwas Wehmütiges; er sieht aus, als ob er für eine bessere Welt geschaffen wäre.» (S. 158) Am 22. Nov. 1874 vermählte sich Marie mit Joh. Hesse (geb. 1847), der von der Malabarküste mit einem unheilbaren Kopf- und Darmleiden behaftet 1873 nach sechsjährigem Wirken als Missionar zurückgeschickt worden war, um als religiöser Eklektiker, offen für Goethe und Laotse, aber ethisch streng, als zeitweiliger Herausgeber des Evangelischen Missionsmagazins zu wirken.

Auf einer Reise der Neuvermählten zu den Eltern in Estland lernte Marie den baltischen Schwiegervater kennen: «Ein wahres Prachtstück und Original, ein kleiner, lebhafter, frischer Mann von 74 Jahren, mit einem klaren, leuchtenden, schönen Antlitz..Wenn er Morgenandacht hält, weiss man oft nicht, ob er liest oder redet oder betet, es fliesst so ganz einfach und natürlich eins ins andere über» (S. 179). Er hat das Leben empfangen und gekostet und genossen: «Ich habe zwei Frauen und liebliche Kinder und teure Freunde durch den Tod verloren, aber es kam jedesmal ein besonderer Segen darauf,» (S. 190) «der jetzige Augenblick, das Heute, das Jetzt, *da* steckt der Segen drin, pack's, greif zu mit beiden Händen, was Gott gibt,» (S. 190) wahrhaftig, «so recht der Patriarch – ein köstlicher Mann» (S. 174)! Seine dritte Frau stand dem Hause gut vor: «Wie eine Königin schreitet sie einher unter ihren Söhnen.» (S. 173) Dem gegenüber war die erste Frau, die Grossmutter von Hermann Hesse, nicht gläubig, als er sie nahm, sie fühlte sich im religiös lebendigen Kreis unglücklich, dann aber «fand sie Jesum», und als sie im Begriff war, ihr siebtes Kind zu gebären, wurde die mit schrecklichen Kopfschmerzen vielgeplagte und mit melancholischer Gemütslage ausgestattete Frau vom Schlag getroffen (S. 174).

Joh. Hesse und seine Marie hatten dann nach ihrer Rückkehr aus dem Baltenland das Frühaufstehen entdeckt: «Jetzt weckt uns der Wecker unerbittlich ½6 Uhr; Johnny und ich lesen unsere zwei alttestamentlichen Kapitel vor dem Frühstück.» (S. 190) Am 2. Juli 1877 wurde Hermann Hesse geboren, am 14. Juli 1878 Paul, der am 17. Dezember starb, am 6. Aug. 1879 kam Gertrud zur Welt; sie starb am 31. März 1880. Hermann Hesse sprang nach der Beerdigung seines Schwesterchens am 2. April 1880 «aufs leere Bettchen los, rief, darauf lustig hinklopfend: ‹So, Gertrudle, bist jetzt vollends zum liebe Heiland gange› » (S. 202), am 27. Nov. 1880 erschien Mariechen und am 13. Juli 1882 Johannes. Marie hatte im ganzen 9 Kindern das Leben geschenkt. Sie hatte kein leichtes Leben: «Mein Johnny ist elend und melancholisch und mit tiefer Demut erkenne ich, dass ich ihn nicht glücklich machen kann mit all meiner Liebe. Herr, nur Du selbst kannst das, o tue es doch!» (S. 199)

1881 wurde Joh. Hesse als Herausgeber des Missionsmagazins nach Basel berufen. Die Familie kam an den Spalenring zu wohnen. Hermann Hesse schildert diese Zeit in Basel bei seinen Eltern in «Hermann Lauscher». Gross und lieb wacht die Erinnerung an seine Mutter in ihm auf: «Die ganze überschwänglich reiche Welt des Kinderlebens hat kein süsseres und heiligeres Bild als das der erzählenden Mutter, an deren Knie sich ein Blondkopf mit tiefen Staunaugen schmiegt ... Ich sehe dich noch, meine Mutter, mit dem schönen Haupt zu mir geneigt, schlank, schmiegsam und geduldig, mit den unvergleichlichen Braunaugen»[171]. Die glückliche Zeit in Basel, wo Marie in den «Betsaalversammlungen im Missionshaus Heimatluft wie einst in Indien zu atmen glaubte» (S. 211) und sie wohl die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbringen konnte, sollte schon 1886 zu Ende kommen. Auf Anraten von Joh. Frohnmeyer und auf Wunsch des mehr als siebzigjährigen Hermann Gundert muss Joh. Hesse die ihm liebe Redaktionsarbeit am Missionsmagazin aufgeben und mit seiner Familie nach Calw zurückkehren, damit er als Gehilfe und Nachfolger Gunderts in der Leitung des Calwer Verlags dem Schwiegervater zur Seite stehen könnte. «Es war nun klar, was wir zu tun hatten. Basel mit seinem lebendigen, anregenden Treiben, dem köstlichen Kreis unserer Missionsfreunde, unser sonniges, heimeliges Logis, unsere liebe Nachbarschaft zu verlassen, fällt mir wohl schwer, und dem lieben Johannes ist's sehr schwer, die Redaktion des Magazins, womit er so verwachsen, und seine Stellung in der Basler Mission ganz aufzugeben. Auf der anderen Seite zieht Papa. Wir lassen uns führen und sind still.» (S. 237)

Die letzten Jahre mit dem Vater zusammen in Calw waren nicht einfach: «Zum dritten Mal in ihrem Leben sollte nun Marie Hesse mit ihrem Vater und den Ihrigen in dem alten Haus des Calwer Verlagsvereins wohnen.» (S. 238) «Zeiten der tiefsten Verzagtheit und Entmutigung» stellten sich ein. «Die Verhältnisse sind schwierig und beengend.» «Aber wenn das Gottes Weg ist, so müssen wir ihn gehen und still und dankbar sein,» denn «für das innere Wachstum ist's besser so». Freilich: «Im Geschäft ist mein lieber Mann unbefriedigt, ihm und mir fehlt überall die Freiheit. Um der Liebe willen sie drangeben, ist recht und schön, ob aber Papa und uns damit wirklich gedient,

irgend jemand genützt wird?» (S. 239) Marie hatte im Jahr 1888 «gegen Schwermut anzukämpfen wie noch nie», «auch Johannes geht gedrückt einher, es kommt zu keinem freien und fröhlichen Aufschwung» (S. 239), und Marie seufzt: «So viel Hass und Zorn und Ärger und Eigenliebe kommt tagtäglich zum Vorschein, dass ich erschrecke» (S. 239). «Das Haus, dessen vordere schöne Zimmer Grossvaters Wohnung waren, war nach hinten gegen den Berg feucht und ungesund und erscheint Johannes oft wie ein Gefängnis, wo er nie mehr gesund werden könne.» (S. 238) 1889 «steigerte sich das Schwierige der Verhältnisse bis zur Unerträglichkeit: Johannes wurde immer nervöser und elender, schlaflos durch Kopfschmerzen fast arbeitsunfähig. Ich war halb gemütsleidend.» (S. 240) «Papa ahnte nicht, wie viel es uns gekostet, wie schwere Opfer wir ihm in diesen dreieinviertel Jahren gebracht haben. Trennung ist unumgänglich notwendig ...». Der Umzug in die sonnige und behagliche Wohnung in der Ledergasse erfolgte am 16. September 1889.

In den letzten sieben Jahren, leidend unter Knochenerweichung, erfuhr Marie Hesse vorübergehende Erleichterung durch Handauflegung und Gebet des Evangelisten Elias Schrenk[172]. Aus dieser Zeit ist ein von Marie berichteter Traum mit ihrem Vater aufschlussreich: «Nachts traurig geträumt, dass ich in eine enge, dunkle Wohnung ziehen muss. Beim Durchlaufen der Räume aber treffe ich plötzlich meinen Herzensvater an. Fröhlich und natürlich sagt er, er mache eine Brunnenkur, trinke früh Wasser aus einem Brünnlein. Ich rief: ‹Da tu ich mit, wir brauchen die Kur zusammen› .. Er, heiter zusagend, sieht mich dann mitleidig an und sagt: ‹Für dich wär's doch zu früh zum Aufstehen, ich bring dir das Wasser ans Bett.›» Und Maries Kommentar zu diesem Traum? «In's enge finstre Gemach geht's jedenfalls, aber wenn nachher selige Gemeinschaft der Geister da ist, ei, so will ich getrost hinein!» (S. 277) Mehr als acht Jahre nach dem Tod ihres Vaters sah Marie Hesse im Traum deutlich, dass sie der patriarchalischen Überordnung des Vaters nicht entkommen konnte («ich bring dir das Wasser ans Bett»), aber gleichzeitig der Durst nach freier Gemeinschaft manifest wurde («da tu ich mit, wir brauchen die Kur zusammen»). Der «Aufstand» und die Loslösung der Tochter vom Vater sind unterblieben. Erst für «nachher» erwartete sie «Gemeinschaft der Geister»!

Marie Hesse konnte aus der christlichen «Ergebenheitsreligion» («wir lassen uns führen und sind still») nicht ausbrechen. Aber in Brief und Tagebuch liess sie einerseits etwas sichtbar werden von der kritischen Kraft des Richtergeistes, der das Unfertige, ja, Unmenschliche im Zusammenleben der Menschen an den Tag bringt (Eph. 5,9.13), konnte aber andrerseits bis zuletzt (48 Stunden vor dem am 24. April 1902 erfolgten Tod bekannte sie: «Ich habe es gut in jeder Beziehung») auf Unhaltbares den Glanz göttlichen Verstehens fallen lassen und erfuhr so denselben Heiligen Geist als Befähiger zu allem Guten. In und mit der «Aufgabe» des eigenen Willens brach aber doch der Keim ihres selbständigen fraulichen Wesens durch. Und so eröffneten sich ihr die Tore zur Ewigkeit:

Abb. 3
Marie Hesse, ihr Lieben und Leiden

Einmal ist doch ausgelitten
meine letzte Schmerzensnacht,
O glücklicher Tag, o selige Stund!
Dann bin ich auf immer und ewig gesund.

Hermann Hesse schrieb das folgende Widmungsgedicht an seine soeben gestorbene Mutter:

Ich hatte dir so viel zu sagen,
ich war zu lang im fremden Land,
und doch warst du in all den Tagen
die, die am besten mich verstand.

Nun, da ich meine erste Gabe,
die ich dir lange zugedacht,
in zagen Kinderhänden habe,
hast du die Augen zugemacht.

Doch darf ich fühlen, wie beim Lesen
mein Weh sich wunderlich vergisst,
weil dein unsäglich gütig Wesen
mit tausend Fäden um mich ist.[173]

c) Etappen auf dem Lebensweg von Rosina Widmann-Binder

Ich nahm am Workshop der Basler Mission vom 2.–4. Dezember 1988 mit dem Thema «Missionsgeschichte aus der Sicht der Frau» teil[174]. Gepackt haben mich vor allem die Ausführungen von Waltraud Haas über die Missionarin Rosina Widmann-Binder. Ich konnte nach der Tagung im Missionshaus das von Frau Haas zitierte Tagebuch von Rosina Widmann[175] eingehend studieren. Die folgenden Ausführungen sind das Ergebnis meiner selbständigen Studien, die nun Platz finden in meinen «Erfahrungen mit der Basler Mission und ihrer Geschichte».

aa) Im Aufbruch und unterwegs nach Afrika

Rosina Binder wurde als ältestes von 10 Geschwistern am 13. November 1826 in Korntal geboren und wuchs dort in bäuerlicher Umgebung auf. Als junges Menschenkind konnte sie nicht ahnen, dass sie einmal als Missionarsfrau und Mutter vieler Kinder lange Jahre an der damaligen Goldküste Missionarsdienste tun würde. Ihr Heimatort Korntal ist ein ganz besonderer Fleck auf dem württembergischen Boden[176]. Im württembergischen Pietismus hatte sich 1819 eine freie Gemeinde im Zeichen der Naherwartung der Parusie konstituiert, in der auf dem Gemeindeplatz

zeitweilig eine «Jerusalemkutsche»[177] bereitgestellt wurde. Sie diente dazu, Schwerbehinderte oder schwangere Frauen an den «Bergungsort» zu bringen, wenn nach der Berechnung von J.A. Bengel am 18. Juni 1836 die Wiederkunft Christi erfolgen sollte. Doch der Pietismus hatte in Korntal auch eine nüchterne Komponente, die an der tatkräftigen Bestellung der Felder ebenso interessiert war wie an der Erwartung der Wiederkunft Christi und der neu aufgebrochenen Missionsarbeit.

In dieser Atmosphäre ist Rosina aufgewachsen. Mit 19 Jahren wurde sie aufgefordert, dem ihr unbekannten Missionar Johann Georg Widmann an der Goldküste entgegenzureisen. Dem Komitee der Basler Mission lag ein Heiratsgesuch von Widmann vor. So hatten sich die Herren der Leitung auf die Brautsuche zu machen. Nachdem die Metzgertochter Sophie Weigle, die nach der Ansicht von Herrn Klett aus Ludwigsburg die «nötigen körperlichen und geistigen» Eigenschaften besessen hätte, einen abschlägigen Bescheid erteilt hatte, holte sich der Dorfpfarrer von Korntal, Jak. Hch. Staudt, der 1832 bis 1843 als Lehrer im Basler Missionshaus gewirkt hatte, Erkundigungen über Rösle Binder ein. Man stellte laut dem Komiteeprotokoll der Basler Mission vom 14. Jan. 1846 fest: «Die Tochter wird geschildert als noch nicht tief gewurzelt im Frieden Gottes; sie habe noch kein ganz freies Herz, sei aber mit viel Verstand und Bibelkenntnis begabt, noch nicht 20 Jahre alt, besitze die Neigung, *aufwärts* zu streben, sei immerhin *aufrichtig* und klar über ihren eigenen Zustand, in Hausgeschäften nur das gewöhnliche Kochen verstehend.» Inspektor Hoffmann reiste dann nach Korntal und fand in Rösle ein «wohlgebildetes Bauernmädchen», das als «ganz einfache Christin» für Herrn Widmann «als geeignet erscheine», auch wenn sie keine hohe Bildung besitze. Nachdem die Eltern eingewilligt hatten, fand Rösle auch ein Ja, weil ihre Grossmutter die Zustimmung gegeben hatte, ja sogar die Freudigkeit, den Auszug aus der christlichen Heimat nach Afrika dem unbekannten Mann entgegen zu wagen.

Wie Jesus mit 30 Jahren «anfing», um sich im Jordan von Johannes dem Täufer taufen zu lassen (Luk. 3,23), ohne genau zu wissen, was für einen Gang sein Leben im Einzelnen nehmen werde, so wagte Rosina mit dem Segen der Eltern und dem Ja der Grossmutter ihren Schritt nach Afrika. Die Kontinuität des Glaubens in drei Generationen von Grossmutter, Mutter und Kind, wie sie 2. Tim. 1,5 aufleuchtet, war für sie eine Kraft, die noch mehr Gewicht gehabt haben mag als die letzten Endes patriarchalische Verfügungsgewalt einer Missionsleitung!

Rosina Binder hat die ihr zuteil werdende Einsegnung am 17. Sept. 1846 in Korntal in besonderer Weise erfahren[178]. Sie sah in der Einsegnung einen «wichtigen und höchst bedeutungsvollen Tag». Ihr wurde dabei «das Schwere im Dienst der Mission», aber auch «die Hilfe Gottes» zugesagt, die Pfr. Staudt ihr «recht tröstlich und mit grosser Glaubenskraft vor Augen stellte, der darauf vor der ganzen knienden Gemeinde ein «durchdringendes, herzliches Gebet» hielt, indem er um die Vergebung aller ihrer Sünden bat. Es war dem Pfarrer sehr wichtig, dass «nicht *eine* unvergebene Sünde in die Heidenwelt» mitgenommen werden dürfe! Rosina sollte freimütig vor

ihrem Gott sich schämen dürfen,[179] um mit dem Geschenk der Vergebung Freude zu empfangen[180]. Er sprach ihr den Segen zu: «Der Herr segnet dich»; der Bekenntnisruf eines glaubenden Menschen wurde laut, der zur Tat der Liebe bereit machen soll. Aber er legte ihr nicht die Hände auf, ebenso keiner von den Gemeindevorstehern. Die Handauflegung unterblieb, weil einige Brüder in Korntal Einwendungen erhoben hatten. Das machte aber Rosina gar nichts aus: «Ich glaube ganz gewiss, dass ich deswegen nicht weniger gesegnet wurde.» Die ersten Spuren einer weiblichen Selbständigkeit werden sichtbar: das bald zwanzigjährige Mädchen stand auf zur Erfüllung des ihr gewordenen Dienstauftrags.

Vor ihrem Abschied aus dem Elternhaus empfing sie den Abschiedssegen durch ihren Vater mit Handauflegung. Sie gehört damit in die Reihe der biblischen Empfänger des Abschiedssegens durch die Väter[181]. Der Vater segnete seine Tochter im Glauben, dass alle auf die Wanderschaft berufenen «Fremdlinge» (1. Petr. 1,1; 2,11) ein Segnungsrecht haben, das sie einander zusprechen dürfen.

Schon zwei Tage nach der Einsegnung in Korntal kamen die neu berufenen Missionare Dieterle, Meischel, Mohr und Stanger daher und «bestanden» darauf, dass die Reise bereits am 19. September angetreten werden müsse. Rosina hatte zwar gehofft, ihre kranke Mutter noch bis zum 22. September pflegen zu können. Wohl hatten die vier Brüder bei der Verabschiedung im Basler Missionshaus die Mahnung gehört: «Man müsse nicht nur den Heiden ein liebendes Herz entgegenbringen, sondern die Brüder müssten auch untereinander Liebe haben, die sich nicht ermüden lässt.»[182] Aber der Druck des Inspektors Hoffmann und die sachlichen Umstände liessen die Brüder gar nicht zur Überlegung kommen, sie könnten auf die weibliche Mitreisende und deren Tochterpflichten der Mutter gegenüber Rücksicht nehmen und geschwisterliche Liebe walten lassen. Es pressierte. Schon nach Luk. 9,61 darf das Abschiednehmen für biblizistisch geschulte Leute nicht zu lange dauern! Wer die Hand an den Pflug legt, soll voranmachen!

Fünf Tage dauerte die Reise nach London. Was dann während der Wochen bis zum 19. November 1846 an Leid, Druck und Anmassungen von seiten des englischen Gastgeberehepaars auf sie zukam und was an Heimweh dabei in ihr aufstieg: dem allem lieferte sie sich nicht restlos aus. Sie wusste vielmehr Gegenkräfte in sich zu entwickeln. Rosina führte drei Jahre lang ein ausführliches Tagebuch. Das half ihr, Distanz zu gewinnen zu den laufend über sie hereinbrechenden Erfahrungen und Überraschungen. Sie schrieb nicht nur nieder, was sie mit wachen Sinnen wahrnahm, sondern liess auch ihre Gefühle in die Niederschrift einströmen. So konnte sie lernen, von sich abzusehen und gleichzeitig selbstkritische Fragen an ihr Verhalten zu stellen. Ungeachtet manch demütigender Anforderungen und Wünsche von seiten des Herrn und der ständig unzufriedenen Frau Young gab sich Rosina ganz hinein in die ihr gebotene Arbeit (Nähen, Kinderhüten), fand aber auch Interesse an den vielen fremden Tieren im Zoo («ich bekam einen grossen Eindruck von der Mannigfaltigkeit und Grösse der Schöpfung») und merkte bald einmal, dass sie hinsichtlich ihrer Haartracht

und der Hutmode sich englischer Sitte anzupassen habe, ohne deswegen aufzuhören, sich selber zu sein. Als sie von den schwierigen Umständen ihrer Mutter in einem Brief erfuhr, hörte die von Schmerz und Mitleid ergriffene Tochter nicht auf, für das von Gott weiter der Mutter bewahrte Leben zu danken. In und mit allen Schreckensträumen, die sie zu träumen hatte, blieb sie in allen Konflikten gesund. Wenn Rosina einen wehmütigen Brief unter Tränen nach Hause schrieb, so war dieser Brief gerade deswegen ein Freudenbote für die schwerkranke Mutter, die ja ihre Einwilligung zur Loslösung ihrer Tochter aus der Familie und aus der Heimat gegeben hatte. Auch wenn die tatenhungrige Rosina darunter litt, dass sie in der Londoner Wartezeit, wie sie meinte, nichts «Sinnvolles» zu tun vermöchte, so half ihr gerade diese problematische Einsicht zu einer schriftlich niedergelegten Selbstbezichtigung: «Halt ein, mein Herz! Sprich nicht so, der Herr weiss, warum er etwas tut oder zulässt!»

Wenn die Missionsleitung bei der Beurteilung der für Bruder Widmann in Aussicht genommenen Braut die Begabung mit Verstand und Bibelkenntnis positiv hervorzuheben wusste, so zeigt gerade ein Tagebucheintrag aus der Londoner Zeit, wie eine zwanzigjährige Missionarin ihre Bibelkenntnis praktisch anwenden konnte: es gelte jetzt, so ruft sie sich zu, «die Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens» (2. Kor. 10,5). Rosina hatte in ihrem praktischen Glaubensleben keine Zeit, gegen den Gehorsamsbegriff zu wettern, wie das heute die vom Untertanengehorsam gebrannten Kinder des 20. Jahrhunderts für notwendig halten. Vielmehr stand sie in der Freiheit des Glaubens auf und liess die ihr geschenkte Vernunft spielen, ohne deswegen zu einer blutleeren Vernünftlerin zu werden. Sie «stand auf» «im Leiden», weil sie sich von ihrem Gott immer wieder aufrichten liess. Und das war noch mehr als was die mitreisenden missionarischen Brüder ihr an Beruhigungspillen zu geben versuchten. Mit Jesus «lernte sie den Gehorsam an dem, was sie zu leiden hatte» (Hebr. 5,8).

Hilfe fand sie u.a. in den Gebetsstunden und Gottesdiensten bei Dr. Steinkopf[183]. Rosina Binder wird so zu einem lebendigen Beispiel dafür, wie Dr. Steinkopf nicht nur den «untersten Schichten» der Londoner Bevölkerung, sondern auch einer sich von ihrer Heimat loslösenden deutschen Missionsbraut geistliche Hilfe sein konnte. Mit diesen Gebetsstunden und Gottesdiensten muss man aber auch die Begegnung mit neuen Freunden verbinden und die Besuche bei Missionarsfamilien und bei Quäkern, die es sich nicht nehmen liessen, «nach dem Tee unter viel Gebet und Segenswünschen Rosina dem Herrn auf jede Zeit und Umstände zu übergeben».

Die schwerste Erfahrung, mit der Rosina in London fertig werden musste, war die sie bedrückende Einsicht, dass die Missionarsfrau Graf, die ein Kindlein erwartete, ihr Kleines, «wenn es der Herr erhält», in England zurücklassen muss. Das Mitleid mit dieser Frau verband sich bei ihr mit der Erfahrung eines zentnerschweren Herzens. Die sich von der Mutter nur schwer loslösende Tochter sah sich prospektiv bereits als werdende Mutter, die – wie sie es dann mehrmals erfahren sollte! – ihre Kinder in Europa zurücklassen oder nach Europa zurückschicken musste. Da erlitt sie die grosse

seelische Trennung zwischen ihr als Frau *und* «den lieben Brüdern, die sich alle so glücklich fühlen, im Dienste des Herrn stehen zu dürfen». Sie sah *sich* in eine Isolation hineingestellt, darum wagte sie es nicht, einem unter ihnen ihr Herz «ganz auszuleeren». Und als dann erst noch ein schmerzlicher, sie demütigender «Ausschlag» an ihr ausbrach, fing sie an, darum zu bitten, «dass sie, vielleicht durch eine Krankheit, Gewissheit bekäme, dass es nicht der Wille Gottes sei für sie, in die Heidenwelt zu gehen». Diese Bitte wurde ihr aber nicht erfüllt.

Innerlich leer ging sie am 28. Oktober 1846 mit Bruder Meischel, der sich am stärksten um sie kümmerte, zum Hafen. Dem Tagebuchleser fällt auf, dass die in eine Isolation hineingebannte Missionarsbraut sich empathisch verbunden sah mit den «elendesten, erbärmlichsten und ärmsten Classen von Menschen, die mit Ladung und Ausladung beschäftigt sind». Einerseits war sie voll Dank, dass das Schiff bereitzustehen schien, das sie ihrem noch völlig unbekannten Bräutigam zubringen sollte. Andererseits meldete sich aber bereits ihr Helferwille: «Wie nötig sollte man hier einen Heiland haben!» Gleichzeitig spürte sie, wie wenig sie noch dem Auftrag genügen würde, der auf sie wartete: «Mein Verlangen, (den Heiland) einmal ganz zu bekommen, wird immer stärker», und sie hat ihn so dringend nötig, sieht sie sich doch als einen Menschen «ohne festen Halt».

Solche Hafenerfahrungen brachten sie in einen Zwiespalt. Am Abend dieses Tages hatte sie in ihrem Stübchen «entsetzliche Stunden», in denen sie, damit es ja niemand hören sollte, «in ihr Bett hineinschrie». Sie musste so etwas wie die «Gottesfinsternis»[184] eines Hiob erlitten haben, wobei sie beim Lesen einer «tröstlichen Betrachtung» «ganz böse Worte äusserte», wie man sie in Psalmen und bei Hiob lesen kann.

Fünf Tage vor der Abreise von London erreichte sie endlich der Brief ihres Bräutigams von Akropong an der Goldküste. Obwohl sie ihn noch nie gesehen hatte, nahm sie dieses Schriftstück als Zeichen der leiblichen Hilfe an. Gleichzeitig konnte sie im Rückblick auf die Londoner Wochen von der Erfahrung geistlicher Hilfe schreiben. Diese Tagebuchnotiz erinnert an Glaubenserfahrungen mancher Psalmisten, die durch Tiefen hindurchgezogen wurden, um dann nur um so inniger Gott zu loben.

bb) Wie Rosina Widmann-Binder in ihrer pietistischen Frömmigkeit mit sich und den Mitmenschen zu Rande kam und mit ihrem Heiland an der Seite ihres Mannes zu immer neuem Leben durchbrach

1. Es muss schon in London für Rosina eine schwere Belastung gewesen sein, wenn ihre Gastgeberin sie spüren liess: sie sehe es nicht gern, wenn sie mehr als nötig in ihr Stübchen sich zurückziehe. Dieses *Kämmerlein* war ihr aber wichtig, weil sie hier ihren Weg zum Heiland fand und ihr Herz ihm vor dem Frühstück oder, wenn es nicht anders sein konnte, auch nach dem Frühstück «ausleeren», ihn «umarmen» durfte. Auf der bewegten See, als die Bücher herunterfielen und das Gepäck zum Teil herumlag, «war ich in den Armen meines Heilandes». So blieb ihr eine offene Türe, wenn der

Abb. 4
Die Familie Widmann in Akropong mit Rosina Widmann und den afrikanischen Mädchen, die sie aufzieht

Zugang zu den Brüdern versperrt war oder sie keine «Herzensfreundin» mehr hatte, bei der sie sich aussprechen konnte. Sie fand dann auch den Mut, «mit nichts zu Jesus zu kommen: so kam ich, wie ich war».

2. Besonders wichtig war ihr dieses Stübchen in Form einer *Kabine* auf der mehrwöchigen Reise nach Afrika, da sie als einsame Frau auf dem Segelschiff mit lauter Männern unterwegs war. Sie konnte dabei erfahren, dass der Heiland sie mit ihrem Unglauben, Zweifeln und Sünden liebt: «Ich schüttete mein Herz mit allem vor Gott aus und konnte mich damit trösten, dass Gott Anfechtungen kommen lässt, um sich unter diesen zu verherrlichen.»

3. Am 15. Jan. 1847 *begegnete Rosina ihrem Bräutigam.* Sie fielen beide auf die Knie, um Gott zu danken, dass er sie zusammengeführt hatte. Rosina sah ihren Georg so vor Augen, als kennte sie ihn schon längst. Sie wussten beide, «dass der Herr unseren Bund geschlossen hat. Gott verband unsere Herzen, noch ehe wir uns kannten.» Noch deutlicher machte der Trautag, was die beiden bewegte. Sie baten darum, «dass der liebe Heiland der dritte in unserem Bunde mit uns seye, damit wir einander Gehilfen zur eigenen Seligkeit und zur Seligkeit vieler armer Neger werden möchten».

Rosina schritt mit diesem Bekenntnis über die einseitige Gehilfenschaft *für* ihren Mann hinaus und nahm ihren Georg in die grössere Gemeinschaft von Christen und Nichtchristen hinein, die zu Gehilfen im Dasein geschaffen worden sind.

4. Ihr Christsein sah Rosina stets verbunden mit dem *gottesdienstlichen Leben,* das in «drückender Hitze» auszustehen war. Das Beten in der Versammlung wirkte dann «wie Balsam», wenn es in deutscher Sprache erfolgte und wenn deutsche Weihnachtslieder gesungen wurden. Überhaupt vergass sie ihre deutsche Heimat nicht. Wenn sie viel Holz herumliegen sah, das man einfach liegen liess, weil ihre schwarzen Geschwister es nicht sammeln wollten, so dachte sie an ihre Lieben zu Hause, die das Holz in ihrer Winterkälte gut brauchen könnten. «Auf der jetzigen Stufe ihres geistigen Lebens», brauchte sie noch Predigtbücher und Arndts «Wahres Christentum», um weiter wachsen zu können. Dabei blieb Rosina bei aller inneren Glaubensergriffenheit eine nüchterne Seele. Mit lärmigen Gebetsversammlungen, wie man sie bei den Wesleyanern erleben konnte, vermochte sie nicht viel anzufangen[185]. Zum Wachstum im inneren Leben gehörte auch ihr Diensteifer. So bat sie schon bei ihrem ersten Besuch in Akropong, wo sie 30 Jahre lang als Missionsfrau wirken sollte, um Mädchen, die sie in der Schule in praktischen Diensten unterrichten möchte. Und sie betete auch mit ihren Mädchen, die sie erzog. Sie wollte auch wissen, ob eines der Schulmädchen, das längere Zeit nicht mehr in die Schule gekommen war, jeden Morgen und jeden Abend sein Gebet verrichte. Wenn die Missionsleute jeweils an Neujahr ein Los gezogen haben, so weist dieser Brauch darauf hin, dass sie das Losungsbüchlein der Brüdergemeine benutzten[186].

5. In *seelsorgerlichen Gesprächen* mit afrikanischen Frauen wurden Ängste spürbar. Die Frauen fragten etwa: «Werde ich zu Gott kommen, wenn ich sterbe? Weisst du den Weg?» Rosina suchte einer fragenden Frau eine Türe zu öffnen, damit sie nach dem Sterben Seelengeleiter finde, die sie zu Gott bringt: «Wenn sie fleissig zu Gott bete, er solle ihre Sünden wegnehmen und ihr ein neues Herz schenken, dann schicke der liebe Gott seine Diener und lasse sie, wenn sie sterbe, abholen». Schmerzlich war es ihr, wenn eine Afrikanerin nicht mehr weiter hören wollte. Um so glücklicher war sie, wenn eine Missionarin kam und ihr Herz ihr «ausleerte».

6. Hie und da spielt *der Satan* im Tagebuch der Rosina eine Rolle. Einerseits klingt es hoffnungsvoll: «Der Satan mit seinen feurigen Pfeilen durfte mich nicht niederstrekken». Andrerseits spürte sie aber auch die atmosphärische Finsternis mit ihrer Macht, etwa beim ersten Besuch in Akropong: «Die Leute schauen hier so finster drein». Es kostete sie dann eine grosse Überwindung, doch zum Abendmahl zu gehen, weil sie gerade da einen Segensstrom erwartete. Es machte ihr aber trotzdem zu schaffen, dass der «Erzfriedensstörer» mitten in der christlichen Gemeinschaft Eingang finde, wenn Brüder einander nicht mehr verstehen konnten. Die «betrüblichen Erfahrungen in der Heidenwelt», in der «das Wort Gottes sich schon Feinde gemacht hat», musste Rosina zusammensehen mit den traurigen Erfahrungen, «dass wir nicht eins im Geist miteinander sein können»! Das «Christendorf»[187] der werdenden und wachsenden Gemeinde

und die «finstere Heidenwelt» waren im gleichen Spittel krank. «Das schlechte Leben dieser Weissen» und die Klagen über die afrikanische Jugend («Ach, wie nehmen die Kräfte der Jugend hier so schnell ab!») liessen sich nicht trennen von der betrüblichen Christlichkeit, die die Missionare darboten, und von der schmerzlichen Einsicht, die sie einmal überkam: «Ich fühle mich sehr trocken, kalt und undankbar.» Sie war unter diesen Umständen froh, dass am Erscheinungsfest (6. Januar) in der fernen Heimat der «armen Heiden so auch unser» gedacht wurde. Was Rosina in ihr Tagebuch schrieb, erinnert an das, was Ambrosius Lobwasser in seinem Weihnachtslied die Gemeinde singen und sagen lässt: «Sein Name heisst Immanuel, er wird erlösen Israel, dazu uns arme Heiden zu seinem Reich bescheiden.»[188]

7. Rosina musste schon in ihren Jugendjahren davon gehört haben, wie man mit Spannung auf das Jahr 1836 wartete, in dem nach Bengels Schriftprophetie Jesus wiederkommen sollte. Spuren von dieser Erwartung lassen sich noch in Rosinas Tagebuch feststellen. Nach dem Besteigen des Segelschiffes schrieb sie: «Es war uns der Eintritt in diesen neuen Aufenthaltsort zuerst schwer, wie leicht könnte er der letzte auf dieser Erde seyn!» Und als sie von den politischen Geschehnissen in Europa hörte, glaubte sie feststellen zu müssen: «In Europa scheint das Ende aller Dinge nahe zu seyn». Von ihrem Vater vernahm sie, dass er hoffe, dass alle seine Kinder, wenn es so weit ist, als Überwinder dastehen dürften.

8. Im Tagebuch finden sich immer wieder Hinweise auf *Todesgedanken und Angstzustände.* Der Korb, in dem Rosina auf dem Kopf eines Schwarzen nach Akropong getragen wurde, sah in ihren Augen aus «wie ein offener Sarg». Wenn ihr Mann während mehrerer Wochen abwesend war, liess sie ihre zwei Dienstmädchen in ihrem Zimmer schlafen: «Ich habe wenig Hoffnung, dass er wieder gesund kommen wird.» Die Krankheiten und Unpässlichkeiten unter den Missionaren nahmen zu: «Der Herr scheint bei uns aufs Neue mit Krankheit einzukehren.» Vom September bis zum November 1848 hatte sie Pflegeschwester für ihren Mann zu sein, der eine schwere Augenentzündung und Unterleibsschmerzen durchzustehen hatte: «Unter vielen Tränen stieg in meinem Inneren mancher Todesgedanke auf.» Mit ihrem Mann sprach sie viel von seinem Tod (er starb aber erst im November 1876).

Aber die schwersten Tage für Rosina kamen erst noch im Oktober 1849. Die Missionarin Frau Riis hatte ein Kind geboren und dann eine eitrige Brustentzündung bekommen. Rosina musste sich hinlegen und fiel dann in eine zehn Tage dauernde Ohnmacht, während welcher Zeit Frau Riis starb und beerdigt wurde: «Mein lieber Georg war ausser dem lieben Gott mein Pfleger und Arzt und hatte, wie ich erst später erfuhr, bei Tag und Nacht entsetzlich viel mit mir durchzumachen.» An ihrem 23. Geburtstag verging «sie fast vor Elend». Aber am 22. November 1849 gebar sie ihr erstes Kind Samuel Johannes: «Ihr Mann war der einzige, der bei ihr war, weder Arzt noch Hebamme.»

9. Trotz allen traurigen Erfahrungen, allen satanischen Anfechtungen und allen Todesängsten hielt Rosina an ihrer *missionarischen Berufung* fest. Am Weihnachtstag

1846 wurde ihr bewusst, dass sie berufen sei, «das Evangelium von Jesu Geburt den armen Heidengeschwistern zu bringen». Und auch wenn sie einmal meinte, «bald sterben zu müssen», so fand sie doch den Weg zur Bitte an Gott, «dass wir noch recht lang miteinander in deinem Weinberg hier arbeiten dürfen». Es hat eine symbolische Bedeutung, dass gerade vom jüngsten der zwölf Kinder, die Rosina zur Welt brachte, von Benjamin[189], das Tagebuch der Rosina Widmann[190] der Nachwelt übergeben werden konnte, als missionsgeschichtliches Dokument, das nützlich zu lesen ist.

10. Mit der Nachricht von der Taufe des kleinen Samuel schliesst das Tagebuch der Rosina Widmann. Von 1877 bis zum 14. November 1908 lebte Rosina Widmann als Witwe in Korntal. Wenn Waltraud Haas berichtet, dass sie besonders glücklich gewesen sei, wenn sie Missionsgeschwister besuchten[191], so folgere ich daraus, dass sie, die schon in Afrika nach den schwierigen Anfangsjahren «seelisch und körperlich kräftiger» geworden ist[192], nicht mit Wehmut und mit Bitterkeit an ihre missionarische Wirksamkeit in Afrika zurückgedacht hat.

Das 5. Kapitel hat uns gezeigt, wie die fünf Inspektoren der Basler Mission in der patriarchalischen Zeit von oben her die Missionsgeschäfte zu leiten suchten. In Kapitel 6 haben wir drei Frauengestalten kennengelernt, die in ihrem verschieden geprägten Leben, Lieben und Leiden von der Basis her ihr Bestes zu geben suchten. Aus beiden Kapiteln wird ersichtlich, wie der Heilige Geist durch mancherlei Gaben das Missionswerk zu verschiedenen Zeiten weiterführt, damit im Lauf der Geschichte das allgemeine Priestertum immer klarer zum Vorschein komme.

Im folgenden soll an der Patriarchen- und Pioniergestalt von Dr. Hermann Gundert zu Tage treten, wie Zeichen des neuen Lebens auf dem missionarischen Problemfeld des 19. Jahrhunderts erkennbar werden.